

Auf den Spuren der Konkuistadoren

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 9

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636062>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Steilwand beim Aufstieg der Bahn zum Palmirapaß.

Auf den Spuren der Konquistadoren.

Nachdem die goldwütigen Spanier unter der Leitung des Francesco Pizarro im Jahre 1532 das alte Inca-Reich der Peruaner durch Betrug, Verrat und Mord erobert hatten, trennten sich der jüngere Bruder Gonzalo Pizarro und Francisco Orellana ums Jahr 1539 zu neuer abenteuerlicher Fahrt von ihren Genossen ab. Sie wollten die hohen Rücken der südlichen Cordillieren übersteigen und hofften, jenseits auf neue Goldländer zu stoßen und ein noch unbekanntes und unberührtes El Dorado aufzufinden.

Als Orellana seinen Mitführer im Urwald verlor und mit seiner kleinen Schar von Weißen und der Unmenge indianischer Diener (Skaven) unter äußersten Mühsalen sich einen Weg bis an den östlichen Bergfuß gebahnt, hatte niemand mehr Lust, ihn noch einmal in entgegengesetzter Richtung zu gehen. Zu viele Leute waren unterwegs in schlammigen Schluchten umgekommen, in Abgründe gestürzt, der Kälte erlegen, an Seuchen gestorben. Auf Flößen und primitiven Barken ging es auf unbekannten Flußläufen stromabwärts, und schließlich landete man an der Mündung des Amazonas. Die erste Ueberquerung des südamerikanischen Kontinents war geschehen, und was wir heute den kühnen Spaniern und Portugiesen mit Hochachtung anrechnen, das sind nicht die Goldschwemmen, die sie auf Segelschiffe verfrachtet in ihre Heimatländer hinüberschickten, vielmehr ihre Entdeckerlust, ihren übermenschlichen Mut und ihre Fähigkeit, mit der sie ihre Fahrten durchführten.

Noch heute bedeutet die Reise, welche diese Konquistadoren vor bald 400 Jahren unternommen haben, ein gewaltiges Wagnis, ein Spiel auf Tod und Leben. Denn die Wege sind noch keineswegs besser als damals — im Gegenteil: sie sind noch viel verödeter und gefährlicher. Denn unter der Fuchtel der heutigetägigen Weißen, welche die Ureinwohner mit der christlichen Religion beglückten, aber viel mehr noch mit Sklaverei, Feuerwasser und ansteckenden Krankheiten (Blattern, Pest, Syphilis), starben ehemalige Kulturstätten und Dörfer aus, ganze Stämme wurden ausgerottet, die Wohnstätten dem Erdboden gleich gemacht, und die Pfade und Brücken der wilden Bevölkerung zerfielen und verwahrlosten.

Ein Zürcher Forscher, Dr. Heinrich Hintermann, ist den Spuren der ersten Durchquerer vom Ok-

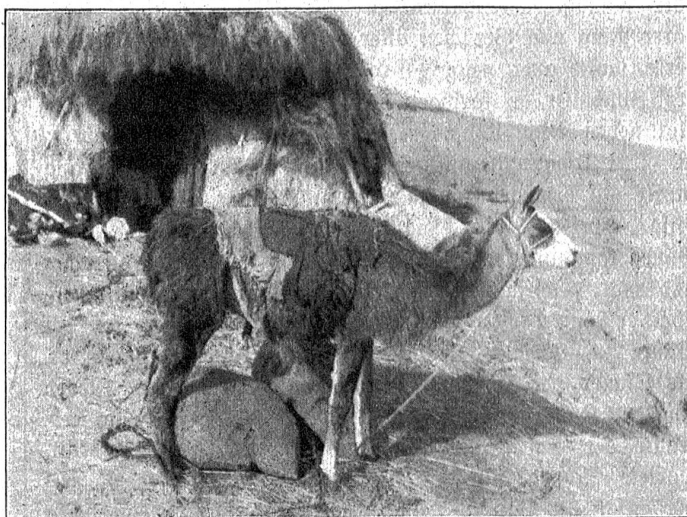
tober 1924 bis Mai 1925 ganz allein, d. h. ohne einen anderen weißen Kameraden und nur mit Hilfe einiger indianischer Führer und Träger, nachgegangen. Eben kam sein Reisebericht „Im Reich des Sonnengottes“ mit 100 Abbildungen geschmückt in einem hübschen Leinenbände bei Müller, Werder & Co. in Zürich aus der Presse.

Er kam von einer Reise ins Herz des brasilianischen Reiches, dem Matto grosso, her, wo er an den Xingu-Ufern unbekannte, noch gänzlich wild und nackt lebende Indianerstämme besucht und studiert hatte.*)

Durch den Panamakanal reiste er, nachdem er lange Zeit in einem Spital in Rio de Janeiro gelegen und sich vom Malaria-Fieber und einer schweren Mittelohrentzündung, die er auf seiner Fahrt aufgelesen, erholt hatte, nach Guayaquil an der ecuadorianischen Küste. Mit einer primitiven Eisenbahn, deren Wagen-

dächer, Koppeln und Lokomotiven mit Reisenden überfüllt waren, und die auf schlechten Geleisen und Geleisbetten im Zickzackgange an schwindelnden Abstürzen entlang bis auf eine Meereshöhe von zirka 3000 Metern emporsteigt, gelangte er bis Rioabamba und Quito. Hier wurden die beiden noch tätigen Vulkane Tunguragua und Chimborazzo erstiegen und das Leben der Hochlandindianer kennen gelernt. Ueber sie ist „der Besthauch der Pseudozivilisation“ gegangen, und sie leben elender als die Tiere. Denn, obschon die Sklaverei aufgehoben worden ist, besteht sie in einer verkappten Form weiter. Das Land gehört Großgrundbesitzern. Um zu Fuß in einer geraden Linie eines dieser Besitztümer auf ebenem und gutem Wege zu durchschreiten, braucht man elf Marschstunden — ohne Pausen gerechnet — das gibt einen Begriff über die Ausdehnung eines solchen Gutes. Dieses ist in sogenannte Hacienden eingeteilt, und die Hochlandindianer bekommen Teile dieser in Bearbeitung, genannt Huaspingo. Darunter ist ein Platz begriffen, worin meist eine Erdhütte steht, und der außerdem einen Kartoffelacker, einen

*) Siehe darüber: Dr. H. Hintermann „Unter Indianern und Riesenschlangen“, mit 95 Abbildungen. Verlag Grethlein, Zürich 1926.



Lama beim Aufstieg zum Chimborazzo.

Gerstenacker und eine Wiese enthält. Der Indianer kann ein paar Hühner, einige Schafe, seltener Kühe, Däsen und Lamas züchten. Für die Benutzung dieses Landstückes ist der Eingeborene verpflichtet, sechs Tage in der Woche zum Tagelohn von 20 Centavos für die Herrschaft zu arbeiten, der der Landbesitz gehört. Die Bebauung des „eigenen“ Landes muß er deshalb seiner Frau und seinen Kindern überlassen. Was er aber an Kleidern und Geräten braucht, das kann er mit seinem geringen Lohne, den er überhaupt nicht ausbezahlt bekommt, niemals kaufen — er nimmt die Dinge beim Grundbesitzer auf Kredit. Dadurch gerät er in ein lebenslängliches Abhängigkeitsverhältnis. Stirbt er, so geht seine Schuld auf seine Angehörigen und Nachkommen über. Will er in eine andere Besingung flüchten, so muß er die Erfahrung machen, daß es ihm dort nicht besser ergeht als an seinem alten Plage, ja, die Herren halten zusammen und liefern einander die Flüchtigen aus. Inzwischen ist die Schuld nur gewachsen (weil während der Flucht nicht die pflichtmäßige Arbeit ausgeführt worden ist), und der arme Teufel steckt noch enger in der Schlinge als zuvor. Conciertos nennt man solche „befreite“ Sklaven, und kein Tierschutzverein legt sich für ihr Schicksal ins Mittel, stumpfsinnig ertragen sie es mit dumpfer Resignation — denn: wehren können sie sich nicht, die Machthaber besitzen die Waffen. Sie hoffen auf ein schöneres Dasein nach dem Tode, von dem ihnen von weißen Priestern das Blaue vom Himmel versprochen wird. Inzwischen vollbringen sie ihre Frohdienste, essen Mais und kauen die Blätter der Koka-Pflanze, was ihnen Gleichmut, Ausdauer zum Ertragen außergewöhnlicher Strapazen gibt und das Bedürfnis nach Trinken und Essen stark herabmindert. (In Europa wurden die Wirkungen des Giftes in der Koka-Pflanze — das Cocain — zuerst von Sigmund Freud für arzneiliche Zwecke festgestellt.)

Interessant ist eine heidnische Sintflutüberlieferung, die noch heute von den Indos erzählt wird:

„Der erste Mensch, mit Namen Bacha, besaß drei Söhne. Diese waren sehr kriegerisch, und da sie mit niemand kämpfen konnten, griffen sie die Riesenschlange an und durchbohrten sie mit Pfeilen. Um sich dafür zu rächen, spie die Riesenschlange fortgesetzt so viel Wasser aus ihrem Mund, daß allmählich die ganze Erde davon überschwemmt wurde. Um dieser Sintflut zu entgehen, bauten Bacha und seine Söhne auf dem Gipfel des Vulkan Pichincha ein Haus, in dem sie eine Menge Tiere und Lebensmittel unterbrachten. Nach vielen Tagen ließ Bacha einen Ullaganga, d. h. einen rabenähnlichen Vogel fliegen. Allein, die Eingeschlossenen warteten umsonst auf dessen Wiederkehr, denn der Ullaganga fand reichlich Nahrung in den Rabavern der durch die Sintflut umgekommenen Tiere. Bacha ließ nun einen zweiten Vogel fliegen, der mit einem grünen Zweige im Schnabel zurückkehrte. Hierauf stiegen alle Bewohner in die Ebene von Quito hinunter, von wo sie allmählich die umgebenden Provinzen bevölkerten.“

Fast in allen Mythen kommt die Riesenschlange vor, die sich selber verlängern kann, eine Tonsur auf dem Kopfe trägt und deren Anblick schon lebensgefährlich ist.

Einige Stämme der Hochlandindianer begraben ihre Toten in einem Gelaß unter dessen ehemaligen Hause, indem sie ihm Nahrungsmittel mitgeben, und aus Angst vor der Wiederkehr das Haus für längere Zeit meiden.

Andere begrub man in Höckerstellung in einem Erdhügel. Ein Bambusrohr führte vom Munde der Leiche bis über die Erde. Dort mußte von Zeit zu Zeit Maisbier, Chicha genannt, heruntergegossen werden.

Ueber die Entstehung der ersten Menschen laufen interessante Erzählungen um: Der Tungaraguaberg gilt als weibliche, der Chimborazzo als männliche Gottheit. Die beiden



Straßenszene in Quito.

pflegten Geschlechtsverkehr und daraus entstanden die Menschenkinder.

Gewisse Züge vom früheren Totemismus sind auch übriggeblieben. So in einer anderen Sintflutsage: „Vor undenklichen Zeiten wurde das ganze Land von einer großen Sintflut heimgesucht, in der alle Menschen umkamen bis auf zwei Brüder, die sich auf dem Berg Huacaynan zu retten vermochten. Als die Wasser sich verliefen, bauten sich die beiden eine Hütte und lebten äußerst kärglich von Gras und Wurzeln, die sie in der Umgebung fanden. Aber eines Tages, als sie hungrig in ihre Behausung zurückkehrten, fanden sie darin Lebensmittel und Chicha im Überfluß. Dieses Wunder wiederholte sich etwa zehn bis zwölf Tage lang. Um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, gruben nun die beiden in einer finsternen Ede der Hütte ein Loch in den Boden, und einer von ihnen versteckte sich darin. Allein geblieben, sah er bald zwei Huacamanos (Araraspapageien) hereinkommen, die sich in zwei hübsche Mädchen verwandelten, welche sogleich das Essen zu bereiten begannen. Als jedoch der junge Mann aus seinem Versteck heraustrat und die beiden Mädchen höflich anredete, entflohen sie sogleich, nachdem sie sich vorher wieder in Araras verwandelt hatten. Als der Bruder des Zurückgebliebenen heimkehrte, verspottete er diesen, und beide beschloßen, künftig gemeinsam aufzupassen. Nach drei Tagen erschienen die Mädchen wieder. Die beiden Männer stürzten aus ihrem Versteck hervor, schlossen die Türe der Hütte, und bevor noch die Ueberraschten Zeit hatten, sich in Araras zurückzuverwandeln, umarmten sie sie und suchten sie durch allerlei Zärtlichkeiten zu beruhigen. Die Mädchen erzählten hierauf, daß sie von dem Gotte Ticci-vira-cocha ausgesandt worden seien, um die beiden aus der Sintflut Geretteten vor dem Hungertode zu bewahren. Das Ende der Geschichte besteht darin, daß sich die beiden Brüder mit den Mädchen verheirateten und von diesem doppelten Paare stammen die Canaris (Indianerstamm) ab. Infolgedessen galt der Huacaynan bei den Canaris als heiliger Berg, und die Araras gehörten zu ihren Hauptgöttern. An ihren Festen schmückten sie sich mit Ararasfedern und verehrten Götterbilder, die Huacamanos darstellten.“

Eigenartig waren auch die Gebräuche bei der Brautwerbung. Der Jüngling machte sich mit Speisen und Getränken und einer Matte als Ruhelager vor das Haus seiner Auserkorenen und hielt dort eine lange Rede, die eigentlich an die Schwiegereltern gerichtet war. War die Werbung genehm, so führten die Schwiegereltern ihre Tochter an der Hand dem Bräutigam zu, wobei sich diese sittegemäß zu sträuben hatte. War jedoch die Werbung nicht genehm, so wurde der junge Mann arg verprügelt. Nach der Hoch-

zeitsnacht mußte die junge Frau sich die Haare abschneiden (dieser Brauch besteht auch bei den Ostjuden Europas — schon lange bevor die Bubiköpfe in der Mode waren).

(Schluß folgt.)

Der neue Haushalt.

Es geht unverkennbar ein neuer, fast revolutionärer Zug durch alles, was mit dem Leben der Frau irgendwie zusammenhängt. Auf allen Gebieten sind Umwälzungen im Gange, die sich teils äußerlich in Kleidung, Haartracht u., teils innerlich durch vermehrte geistige Interessen, durch regere Anteilnahme an allem, was das Leben bringt, durch Vordringen in Berufe, die ihnen bisher verschlossen waren usw. zeigen. Zweifellos hat der Krieg da mit seinem Rütteln an allem Bestehenden mitgewirkt, zweifellos brauchte es aber auch nur dieses gewaltsame Stoßen, um dem, was sich als naturnotwendige Entwicklung längst vorbereitet hatte, zum Durchbruch zu verhelfen.

Die Entwicklung kam für viele Frauen nur zu rasch. Wohl waren längst die Kräfte in ihnen aufgewacht, wohl machten sie sich mit Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit ans Werk, aber es stellte sich riesengroß vor sie hin, sie waren ihm nicht gewachsen. Denn ein Großteil der Frauen lebt heute ein Doppelleben als Berufsfrau und Hausfrau, ein Großteil wiederum ist durch den Mangel an Hilfskräften zu einem geisttötenden, endlosen Kampf mit Staub und Schmutz, mit zerrissenen Kleidern und Strümpfen u. verurteilt. Die Frau ist nicht mehr Herrin, sondern Sklavin der Arbeit. In einer ganzen Reihe von Büchern und Vorträgen ist schon ausführlich dargelegt worden, wie unhaltbar der jetzige Zustand des vollkommenen Untergangs der Frau in erstickender Alltagsarbeit ist. Immer wieder wurde dieses Problem von weitschauenden Menschen in befriedigender Weise zu lösen gesucht, doch noch sind zu viele Begleitumstände damit verankert, als daß von heute auf morgen eine durchgreifende Aenderung zustande käme.

Wenn etwas die Frau aus dem jetzigen, unbefriedigenden Zustand herausheben kann, so ist es der Ausbau

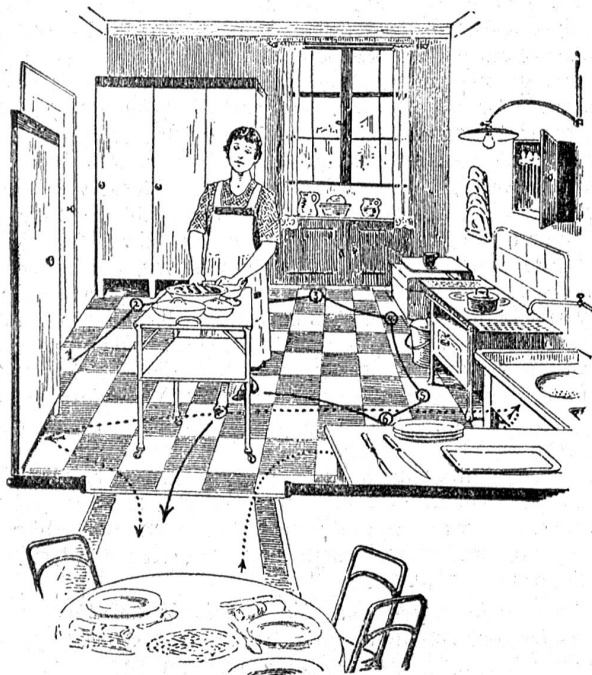


Abb. 1. Die Küche mit zweckmäßiger Möbelstellung.

der Hausfrauenarbeit zum eigentlichen Beruf, von ihr selbst anerkannt und von andern als solcher gleichwertend mit andern Berufen eingeschätzt.

„Unsere Wohnung ist zu einer so zweckmäßigen Arbeits-

stätte umzugestalten, unsere Arbeitsmethoden müssen so durchgebildet sein, daß die Arbeitstechnik des neuen Haushalts es der Frau ermöglicht, den Erfordernissen ihres gegen früher so völlig geänderten Lebens dennoch gerecht zu werden.“ So schreibt Frau Dr. Erna Meyer, München, in ihrer neuen Auflage des wertvollen Buches: Der neue Haushalt (Frankische Verlagshandlung, Stuttgart). Sie weist die neuen Wege zur Umgestaltung, zum Sparen mit Kraft und Zeit, mit denen bisher die Frauen oft verschwenderisch umgingen, ohne sich dessen bewußt zu sein. Das Buch bedeutet das Ergebnis langjähriger Erfahrungen einer berufstätigen Hausfrau, aufmerksamster Beobachtung aller neuen Vorgänge, und zielbewußten Schaffens zur Entlastung der Hausfrau, zur Verbilligung und Vereinfachung der Hausführung, ohne dabei der Bequemlichkeit und Bequemlichkeit irgendwie Abbruch zu tun. Wir gestatten uns, ein Gebiet, und zwar die Küche, aus diesem Buche speziell herauszugreifen, um den Leserinnen in einem kurzen Abriß ein knappes Bild von dem zu geben, was Frau Dr. Meyer bezweckt.

Zwei oberste Leitsätze haben für die Einrichtung der Küche zu gelten:

1. Die Küche enthalte nichts, was zur Erfüllung ihrer eigentlichen Bestimmung nicht notwendig gebraucht wird.

2. Alles, was zweckmäßig in ihr seinen Platz findet, soll so angeordnet sein, daß der geringste Aufwand an Zeit und Kraft zur Benutzung der betreffenden Gegenstände ausreicht.

Die Einrichtung der Küche läßt sehr oft viel zu wünschen übrig. Sie war lange das Stiefkind des Hauses, wurde dorthin plaziert, wo sich irgendwo und irgendwie noch ein Platz fand, der für ein Zimmer nicht paßte. Rücksichten auf den täglich sich abspielenden Arbeitsgang wurden dabei nicht genommen, wie hätte man sonst in älteren Häusern die Küche überhaupt jenseits des Korridors, also auf der entgegengesetzten Seite des Schlafzimmers, machen können, was tatsächlich noch heute in manchen Häusern besteht! Die Einrichtung der Küche selbst hatte sich meist nach dem Kamin zu richten, dort wurde der Herd erstellt, gleich viel, ob die Ecke dunkel oder hell war. (Meistens war sie dunkel.) In einer andern Ecke, möglichst weit entfernt vom Herde, kam der Schüttstein mit dem Wasserhahn, in einer dritten der Speisefrank, in der vierten vielleicht der Tisch oder sonst

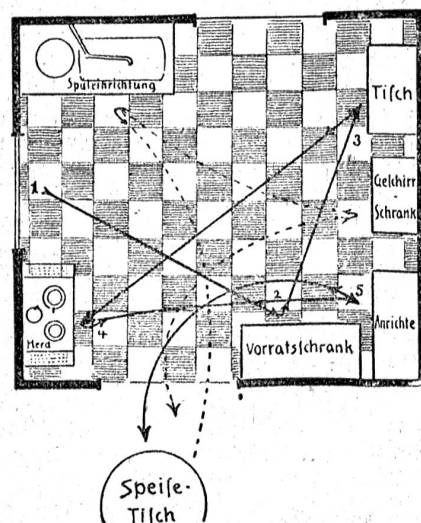


Abb. 2. Die Küche mit sinnwidriger Möbelstellung.

etwas. Frau Dr. Meyer hat ausgerechnet, wie viel unnütze Schritte bei einer solchen Einteilung die Frau zu machen hat, nur um das tägliche Essen und die dazu gehörenden Arbeiten zu besorgen. (Siehe Abbildungen 1 und 2.) So